



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P***, Philipp: Französische Poeten. I. : Lamartine.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Französische Poeten.*)

I.

Lamartine.

Wir wissen in der neuern Geschichte kein Beispiel eines Dichters aufzuführen, dem ein so glückliches Loos zu Theil wurde, als Alphonse de Lamartine. Es hat vielleicht Dichter gegeben, deren äußere Schicksale und Lebensverhältnisse noch glänzender waren, als die des Deputirten von Mâcon; es hat sicher Dichter gegeben, deren Werke hundertmal mehr auf ihre Nation wirkten, als die des Verfassers des Jocelyn; keinem von allen diesen aber war es vergönnt, wie Lamartine, seine dichterischen Intuitionen auf der Rednerbühne einer der größten Nationen der Welt zu entwickeln, die Poesie den Staatsprincipien seines Volkes unterzulegen und, trotz der Anklagen des Träumers, Unausführbaren, die man den Poeten gewöhnlich entgegenstellt, für diese poetische Staatsweisheit einen großen, mächtigen Theil seiner Nation zu gewinnen. Es hat an Staatsmännern nicht gefehlt, die Poeten waren; diese haben in den stillen Räumen ihrer Studirstube oder in den einsamen Genüssen der Natur sich den Umarmungen der Muse überlassen; aber wenn sie aus dieser Einsamkeit herausstraten in das Gewühl der Politik, in das praktische Leben der Staatsgeschäfte, ließen sie die Muse daheim, als schämten sie sich dieser stillen Genüsse oder als wollten sie ihr stilles Glück, das heiligste Gefühl ihres Herzens, nicht den Blicken der Menge bloßgeben. Die Poesie dieser Männer war ihnen bloß an der linken Hand angetraut, — freilich ist das Herz auf der linken

*) Als Fortsetzung der „Franzosen und ihre Berühmtheiten, eine Reihe von Portraits“ in No. 7, 9, 11 und 13 des ersten Semesters 1843.

Seite — ihre heissesten Gefühle gehörten ihr, aber öffentlich erkann-
ten sie sie nicht an. Aber an Poeten, die Staatsmänner waren,
d. h. die Arm in Arm mit der Poesie überall erschienen, die sie als
ihre unzertrennliche Gefährtin, als ihre angetraute Gattin und alle
ihre Gedanken und Staatspläne als legitime, in dieser Ehe erzeugte
Kinder erklärten, — an solchen hat die Geschichte wenig, ja fast gar
keine Beispiele. Wir wollen Lamartine nicht mit Göthe vergleichen;
wahrlich der Genius des französischen Poeten ist gegen den Dichter
des Faust um eben soviel beschränkter, als die staatsmännische Arena
des Weimarer Ministers im Vergleiche zu der des Oppositionschefs
in Frankreich. Aber, wenn man den Charakter beider vergleicht, so
fällt das moralische Resultat nicht zu Gunsten des Deutschen aus,
und selbst in der Art, wie die beiden Nationen sich um diese zwei
Poeten gruppirten, in der Macht, mit der sie sie bekleideten, in der
Masse des Einflusses, den sie ihnen gestatteten, ist der Vortheil nicht
auf unserer Seite.

Die freundliche Theilnahme, mit welcher die Leser die Cha-
rakteristiken Guizot's, Lamennais' &c., die wir in diesen Blättern lie-
ferten, aufgenommen haben, muntert uns auf, die biographischen
Umriffe des Mannes zu zeichnen, der in diesem Augenblick nicht nur
in Frankreich allein die Geister beschäftigt, des Mannes, dem unsre
deutschen Zeitungen die Ehre erwiesen, die sie den Führern der deut-
schen Opposition versagten, indem sie dessen Reden vollständig und
unverkürzt, wie ein Evangelium aufschrieben, während sie die Reden
der sächsischen, bairischen, badischen &c. Kammerdeputirten nur im Aus-
zuge mittheilten.

Alphonse de Lamartine ist in einem Lande geboren, das mehr
als einen starken und freien Mann erzeugt hat, in der Grafschaft
Burgund; auf dem Schlosse Milly, in der Nähe des Bischofsitzes
Mâcon erblickte der Knabe am 21. October 1790 das Licht der
Welt. Sein Familienname ist eigentlich de Prat; sein jetziger Name
ist der später angenommene eines Onkels von mütterlicher Seite.
Sein Vater war Major in einem Cavalerie-Regiment unter Lud-
wig XVI. und seine Mutter war eine Tochter der Madame des
Nois, der zweiten Gouvernante der Prinzen von Orléans. So
durch mannigfache Bande an das Königthum geknüpft, ward seine
Familie von den Schlägen der Revolution schwer getroffen, und die

fernsten Erinnerungen des Dichters weilen in einem düstern Gefängniß, wohin man den Knaben zuweilen führte, um seinen Vater zu besuchen. Doch die bösen Tage der Schreckensherrschaft gingen ohne blutigen Verlust für die Familie unseres Dichters vorüber, und diese zog sich wieder auf ihr verstecktes Landgut, Milly, zurück. Dort verflossen Lamartine's Kinderjahre ungetrübt und friedlich.

Wir haben vorhin eine zufällige Parallele zwischen Lamartine und Göthe gezogen; die Jugend beider Dichter böte manchen Stoff, diese zu verfolgen. Beide, im Wohlstande geboren, durch besondere körperliche Schönheit unter allen ihren Gespielen hervorragend, erhielten durch die elterliche Erziehung einen guten Theil von Anregung zu ihrer spätern Charakterausbildung. Wie Goethe seiner Mutter mit Liebe und Dankbarkeit erwähnt, so auch Lamartine. „Meine Mutter,“ sagt dieser letztere an einer Stelle seiner Schriften, „hatte von ihrer Mutter auf dem Todtenbette eine schöne Royaumont'sche Bibel erhalten und in dieser gab sie mir, als ich ein kleines Kind war, den ersten Leseunterricht. Diese Bibel hatte auf jeder Seite Kupferstiche nach Bildern heiliger Gegenstände. Wenn ich nun meine Lektion richtig aufgesagt und mehr oder minder fehlerfrei meine halbe Seite in der „Biblischen Geschichte“ gelesen hatte, dann schlug meine Mutter die Bilderbibel auf, und indem sie das Buch auf ihren Knien offen hielt, zeigte sie mir zur Belohnung die Bilder und erklärte sie mir. . . . Der silberhelle, liebevolle, feierliche und fast leidenschaftliche Klang ihrer Stimme gab Allen, was sie sagte, einen besondern Ausdruck von Kraft, Liebreiz und Herzlichkeit, einen Ausdruck, der noch jetzt, nach einem leider! sechsjährigen Stillschweigen in meinen Ohren widerhallt.“

Bald mußte der Knabe das väterliche Dach verlassen; man sandte ihn nach Belley, damit er in dem dortigen Jesuiten-Collegium seine Erziehung erhalte. Die religiösen Keime, welche seine Mutter in sein Herz gestreut, entwickelten sich in dieser melancholischen Kloster einsamkeit mit Macht, und die schöne Episode, die Jocelyn heißt, ist voll Reminiscenzen, die dem ernststrengen, ruhigen Leben dieses Hauses entlehnt sind.

Nachdem er seinen Gymnasial-Cursus rühmlich beendet, machte der junge Lamartine einen ersten, kurzen Ausflug nach Italien und kam dann in den letzten Tagen des Kaiserreichs nach Paris. Erzo-

gen im Haß gegen die Kaiserherrschaft, trat er in die Welt hinaus, ohne recht zu wissen, nach welcher Seite hin er seine Schritte richten sollte. Diese Ungewißheit duldete ihn nicht lange in Paris. Indessen hatte der poetische Beruf ihn bereits zu mancherlei Versuchen gespoirt: seine religiöse Erziehung hatte ihn zuerst auf die Bibel verwiesen. Er wählte einen jener Stoffe, die auch bei uns in den aufgeregten Dreißiger-Jahren von politischen Poeten, wie Karl Beck und Guckow, bearbeitet wurden, den Saul. Zwischen Napoleon und Saul lag im Grunde manche Beziehung; allein der Lieblingschauspieler des Kaisers, Talma, der sich die Fragmente dieses Stückes von dem jungen Dichter vorlesen ließ, fand keinen besondern Geschmack daran, und Lamartine verließ bald darauf Paris, um sich abermals nach Italien zu wenden.

Nach dem Sturze des Kaiserreichs kam der junge Edelmann zurück, um seine Dienste dem alten Königsstamme zu widmen, dem seine Ahnen ihr Blut und ihre Anhänglichkeit gewidmet hatten. Lamartine trat in die Leibgarde ein.

Wir übergehen hier einen Zeitraum von mehreren Jahren und stehen bei dem Jahre 1820. Die mythologischen, beschreibenden und raffinirten Versmacher der Voltaire'schen Schule hatten die Poesie dermaßen in Verruf gebracht, daß Niemand mehr Etwas von ihr wissen wollte. Die Chansons von Beranger wurden von der französischen Einseitigkeit damals, ja werden von einigen sogar jetzt noch nicht zur eigentlichen Poesie gezählt!! Da erschien ein junger Mann, kaum wiederhergestellt von einer schweren Krankheit, mit einem von Leiden gebleichten und in den Schleier der Trauer gehüllten Gesichte, auf dem man deutlich den Schmerz lesen konnte, vor Kurzem ein angebetetes Wesen verloren zu haben — seine Geliebte, Elvira, war ihm vom Tode entrisen worden. — Schüchtern ging er aus einem Buchhändlerladen in den andern und bot überall ein kleines, dünnes Heft voll Verse an, die halb von Thränen verwischt waren. Ueberall ward der Dichter nebst seinen Dichtungen höflichst, aber entschieden abgewiesen. Endlich entschloß sich ein Buchhändler, mochte er nun einsichtsvoller sein oder mochte ihn die unendliche Anmuth des jungen Mannes verführt haben, das so oft zurückgewiesene Manuscript anzunehmen. Der glückliche Buchhändler hieß, wenn ich nicht irre, Nicolle, und er gab wieder einen Beweis mehr für die Wichtigkeit

der Buchhändler in der Literatur und in der nationalen Entwicklung. Ohne Nicolle würde der entmuthigte Poet seinen Schatz vielleicht den Flammen überliefert haben und die Welt hätte Lamartine verloren gehabt.

So ward denn das Büchlein gedruckt und ohne Namen des Verfassers, ohne irgend einen Schutz auf jenes stürmische Meer der Doffentlichkeit hinausgeschleudert, das damals, wie heute, soviel tausend Bände Jahr aus Jahr ein verschlang und verschlingt. Kein Name, keine Vorrede, kein hochtrabender Titel, *Méditations poétiques* ganz kurz.

Wir wollen hier keine Kritik der Lamartine'schen Poesie geben; die Literaturzeitungen haben dies Thema längst und oft genug abgethan. Im Ganzen ist es Lamartine in Deutschland nicht viel besser gegangen, als so vielen andern französischen Lyrikern. Obzwar er Uebersetzer, wie Gustav Schwab, Freiligrath, Herwegh u. a. m. gefunden, so ist er doch nicht populär geworden. Es ist uns in diesen biographischen Skizzen nicht darum zu thun, den absoluten Gehalt der Dichter nach unserer deutschen Anschauung zu schildern, sondern nur den relativen, d. h. ihr Verhältniß zu ihrer Nation, ihren Zusammenhang mit den gegebenen Verhältnissen ihrer eigenen Literatur. Wir begnügen uns daher in Bezug auf die „Meditationen“ mit der bloßen Angabe, daß in Frankreich allein, ohne die holländisch-belgischen und deutschen Nachdrücke zu zählen, innerhalb des kurzen Zeitraums von vier Jahren 45000 Exemplare verkauft wurden.

Dieser literarische Erfolg, der glänzendste in Frankreich seit Chateaubriand's „Genie des Christenthums,“ eröffnete Herrn von Lamartine die diplomatische Laufbahn. Als Attaché der Gesandtschaft zu Florenz begab er sich nach Toscana und hier, auf diesem begeisternden Boden, mitten unter dem Glanze eines italienischen Festes, hörte, wie man erzählt, der Dichter von der zarten und melodischen Stimme einer Fremden die folgenden Verse seiner eigenen „Méditations“ sich in's Ohr flüstern:

„Das Glück, das ich, bis auf die Hoffnung selbst, verlernt, —

Vielleicht bewahren's mir noch ferne Zukunftstage.

Vielleicht weilt irgendwo, versteckt, von mir entfernt,

Das Herz, das Antwort hat für meines Herzens Frage.“

Die Seele, die er suchte, hatte sich gefunden. Eine junge Engländerin, Miß Marianne-Elisa Birch, ein an trefflichen Eigenschaften, wie an Glücksgütern reiches Mädchen, antwortete dem Dichter auf seine Fragen und sprach ihr Ja auch am Altare aus, als der Priester ihre Hand in die Lamartine's legte.

Von diesem Augenblick bis zum Jahre 1825 lebte der Dichter nach und nach erst in Neapel als Gesandtschaftssecretair, dann mit demselben Titel einige Zeit in London, und kam endlich als Geschäftsträger nach Toscana zurück. Während dieser Zeit war sein schon durch seine Heirath bedeutendes Vermögen noch durch die Erbschaft eines reichen Oheims vergrößert worden; aber weder die Diplomatie noch alle Herrlichkeiten einer aristokratischen Existenz waren im Stande, Lamartine dem Cultus seiner Muse abwendig zu machen.

Im Jahre 1823 erschienen die Zweiten Meditationen. Man bemerkte in dieser neuen Sammlung einen Fortschritt in der Versbildung des Dichters, die correcter, durchgebildeter und schärfer war. Zugleich hatte auch der Dichter selbst sich schon aus dem engeren Gebiete der rein subjectiven Lyrik herausgewagt und hatte sich von großen historischen Thatfachen zu mehreren ausgezeichneten Gedichten begeistern lassen. So bewunderte man in dieser Sammlung besonders die Ode an Bonaparte, Sappho, Präludien und der sterbende Poet. Auf dieses Buch folgte bald der Entwurf der größeren Dichtung Socrates und der Letzte Gesang von Childe-Harold's Pilgerfahrt. In dieser Dichtung, welche Byron's unvollendet gebliebenem Heldengedicht als Schluß dienen sollte, sagte der Dichter am Ende einer beredten Stelle über Italiens gegenwärtigen, demüthigen Zustand:

Es muß, wer Männer sieht, die nicht in Staub zerfallen,
— Vergieb, o Schatten Rom's — in andre Lande wallen.

Diese Stelle schien einem neapolitanischen Offizier, dem Oberst Pepe, eine Beleidigung für ganz Italien und im Namen seiner Nation verlangte er von Lamartine Genugthuung für diese Worte. Der Poet vertheidigte seine Verse mit dem Degen in der Hand und erhielt in diesem Zweikampfe eine schwere Wunde, die sein Leben lange mit Gefahr bedrohte. Kaum war er aber einigermaßen wieder hergestellt, als er sich auch schon beeilte, bei dem Großherzog von Toscana sich zu Gunsten seines Gegners zu verwenden.

Nachdem er im Jahre 1825 den Krönungssang bei Gelegenheit der Krönung Karl's X. veröffentlicht hatte, kehrte der Dichter 1829 nach Frankreich zurück und im Mai desselben Jahres erschienen die *Harmonies poétiques et religieuses*. In diesem Werke, das eigentlich eine Offenbarung der geheimsten Gedanken war, welche die Seele des Dichters damals beschäftigten, gab Lamartine den vollen Maßstab dessen, was er zu leisten vermöge.

Er war in Folge dieses Buches in die Akademie aufgenommen worden und sollte eben als bevollmächtigter Minister nach Griechenland abgehen, als die Julirevolution ausbrach. Die neue Regierung bot ihm die Fortdauer seiner bisherigen diplomatischen Stellung an, er schlug dies aber aus und blieb im Privatleben, um mit seinen letzten Abschiedsworten diese drei Generationen von Königen zu begrüßen, welche das Schicksal von Neuem in's Exil trieb. Als er aber diesem großen Mißgeschick den Tribut seiner Sympathie einmal gezollt hatte, da trat Lamartine offen und frei in die neue Laufbahn, welche die Julirevolution den Geistern eröffnet hatte. „Die Vergangenheit,“ sagte er, „ist nur noch ein Traum; man kann sie bedauern, aber man darf die Zeit nicht damit verlieren, sie unnütz zu beweisen. Es ist stets erlaubt, stets ehrenwerth, einen Theil fremden Mißgeschicks auf sich zu nehmen; aber was man nicht darf, ist einen Fehler, den man nicht begangen, unnützer Weise zu theilen. . . . Es ist die Pflicht eines Mannes, in die Reihen der Bürger einzutreten und mit der Familie, in der alle Familien verschmelzen, mit dem Vaterlande, zu denken, zu sprechen, zu handeln, zu kämpfen.“

Hier beginnt, wie man sieht, eine neue Richtung in Lamartine sich zu offenbaren. Er gewinnt Geschmack am äußeren Leben, er sehnt sich nach den Stürmen der Rednerbühne, aus der Höhe der reinen ätherischen Dichterswelt, in der er bisher geschwebt, steigt er auf das Forum nieder und über sein Poetengewand will er die Toga des Bürgers, des Parlamentsdeputirten werfen.

Seine ersten Schritte in dieser neuen Laufbahn wurden nicht vom Erfolge gekrönt. Sowohl in Toulon, als in Dünkirchen versagten ihm die Wähler ihre Stimmen, und so entschloß er sich denn einige Zeit darauf, einen Plan, mit dem er sich schon sein ganzes Leben lang getragen, nun auszuführen. Im Mai 1832 war er in Marseille, bereit, sich nach Asien einzuschiffen. Es ist eine eigen-

thümliche und interessante Erscheinung, wie die größten neueren Dichter der drei großen europäischen Nationen sich nach dem Oriente hingezogen fühlten. Chateaubriand und Byron haben ihn leiblich, Goethe, den seine locale Beschränktheit an Weimar fesselte, doch wenigstens im Geiste besucht. Sollte am Ende dieses herrliche Land, die Wiege der Menschheit, berufen sein, auch das Asyl seiner letzten Jahre zu werden? Sollte es im Schicksalsbuche geschrieben stehen, daß die europäische Civilisation unter den Zelten der Araber ihr Lager aufschlagen müsse und wäre Lamartine also auch einer jener Zukunftsmissionaire gewesen, die von höherer Hand gesandt wurden, um „einen Weg in der Wüste zu bahnen?“

Lamartine's Reise im Orient dauerte sechzehn Monate und er hat große Ideen und ein schönes Buch von derselben mit zurückgebracht, hat aber diesen Schatz sehr theuer erkauft; denn er hat dort in jenen fernen Landen sein einziges Kind, seine blonde Julia, verloren, und sein edles Vater- und Dichterherz weint seitdem „wie Rachel um ihre Kinder weint und nicht getröstet werden will.“ Lamartine's Buch hat nur in engern Kreisen beifällige Aufnahme gefunden. Die Kritik und das größere Publikum scheinen die bescheidenen Zeilen der Vorrede, in denen der Verfasser sein Werk gering anschlägt, beim Wort genommen zu haben. Aber trotz der Kritik und trotz Lamartine's eigener Aeußerungen dünken uns diese Seiten nicht ein so nachlässig erzeugtes Product zu sein, als dem Dichter zu sagen und den Kritikern zu glauben beliebt. Abgesehen von der mehr oder minder bestreitbaren Richtigkeit seiner politischen Ansichten, ist doch Eines ausgemacht: nämlich wenn Reichthum des Styles, Erhabenheit des Gedankens, Frische der Bilder und vor Allem rasches und buntfarbiges Aufeinanderfolgen ergreifender Scenen, — wenn, sagen wir, dies Alles zusammen ein schönes Buch bildet, so ist die Reise im Orient ein Buch, das nicht den Tod der Vergessenheit sterben wird. Religion, Geschichte, Philosophie, Politik, — von dem Allen ist Etwas in diesem Buche; was aber immer am kräftigsten hervortritt und sich oft selbst wider Willen des Verfassers zeigt, das ist der Poet. Sein Werk ist vor Allem das eines religiös gesinnten und eifrigen Künstlers, der das Schöne unter allen seinen Gestalten zu erforschen sucht.

Bald mußte der Reisende an seine Rückkehr denken. Die Be-

wohner von Dünkirchen hatten ihm über's Meer hin ein Mandat als ihrem Vertreter zugesandt. Traurig und gebrochenen Herzens bereitete er sich zur Abreise vor; denn dasselbe Schiff, das seine vielgeliebte Julie lachend und fröhlich auf seinem Verdeck gesehen, sollte wieder den Ocean durchfurchen, aber diesmal das arme Kind, kalt und leblos, in seinem Sarge mit sich führend. Um sich und seiner Gattin den Schmerz eines so herzerreißenden Gegensatzes zu ersparen, kehrte daher Lamartine auf einem andern Fahrzeuge nach Frankreich zurück.

Es war am 4. Januar 1834, als er während der Discussion der Kammeradresse zum ersten Male die Rednerbühne bestieg. Was wird er sein? frug man sich überall; wird er sich als Legitimisten oder als Radicalen, als dem rechten oder dem linken Centrum, als dem Tiers-Parti oder als dem Juste-Milieu angehörig zeigen? Er war Nichts von All dem; er zog es vor, er selbst, Lamartine, zu sein. Sich jeder politischen Parteienabtheilung entziehend, sprach er von Gerechtigkeit, von Moral, von Duldsamkeit, von Menschlichkeit, mit jener ganz eigenthümlichen Sprache, die Gott den Poeten verliehen. Die Advocaten der Kammer urtheilten, er sei unklar; die Fachmänner fanden ihn verworren; die Staatsmänner erklärten ihn für unpraktisch, — und doch horchten Alle auf seine Rede mit jener Aufregung, welche edle und harmonische Worte stets erzeugen, wenn sie aus dem Munde und dem Herzen eines wackern Mannes kommen.

Lamartine hat seit seinem Eintritt in die Kammer die Göttin der Poesie, deren Cultus er seine ersten, seine glorreichsten Jahre gewidmet, über der Politik nicht verlassen. Er hat es versucht, die Eingebungen des Poeten und die Pflichten des Deputirten mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. So hat er 1835 das Gedicht *Jocelyn* erscheinen lassen, die glänzende Schilderung einer Leidenschaft, die der Pflicht zum Opfer gebracht wird. Zum ersten Male hat er in diesem Buche die reichen Hilfsmittel des Drama und der modernen Geschichte und zwar mit vielem Glücke benutzt. *Jocelyn* ist wohl mit das Beste, was Lamartine geschrieben. Die französische Kritik hat ihm zwar stylistische Uncorrectheiten und Nachlässigkeiten in der Anordnung seines Werkes vorgeworfen; das Publikum aber hat seinen Dichter ganz und gar in jenen schönen Gefängen wiedergefunden, in denen sich die rauhe und wilde Natur der Dauphiné-

Alpen abspiegelt. Nach Jocelyn hat Lamartine seinen Fall eines Engels gegeben, als die zweite Episode eines umfassenden Heldengedichts, dessen Idee ihm das Morgenland eingefloßt. Trotz mancher Schönheiten ist dieses Gedicht kalt aufgenommen worden; der Leser hat sich in Mitte dieser zuweilen bis zum Schwulst sich steigenden Poesie, in diesem Chaos von Scenen, die das Entsetzliche in allzugroßer Menge behandeln, gleichsam verloren und man hat jenen klaren und melodischen Vers, jenen durchsichtigen und reinen Gedanken vermißt, denen man in den *Meditations* und den *Harmonies* zu begegnen gewohnt war.

Die *Recueils poétiques*, das Neueste, was von Lamartine erschienen ist, haben auch keine günstigere Aufnahme beim Publikum gefunden. Nur ein Gedicht, eine Epistel an einen holländischen Dichter über den Tod seiner Tochter, ragt unter den andern Stücken dieser Sammlung hervor, wie das schöne und liebliche Gesicht Julia's gegen die sonnengebräunten Figuren der provençalischen Matrosen abstach.

Dieses *Recueil* ist eine Vorrede beigegeben, die von Wichtigkeit ist, wenn man die Stellung Lamartine's gehörig beurtheilen will. Nachdem der Dichter eine wahrhaft reizende Schilderung von dem Glück des Landlebens, der Zurückgezogenheit und der Hingebung an poetische Anregungen, denen er sich während der Vacanz der Kammern überläßt, gemacht hat, sagt er: „Ich weiß wohl, daß man mich fragen kann, warum verläßt Du diesen glücklichen Aufenthalt in dem ländlichen Schlosse Deiner Väter? Mit denjenigen, die so sprechen, habe ich Mitleid. . . Die gesellschaftliche Thätigkeit ist das Pflichtenheil eines jeden Mannes; es ist gewissermaßen sein täglicher Beruf, an den Gefahren wie an den Wohlthaten der Gesellschaft seinen Theil zu nehmen. Man macht sich in Frankreich zu unserer Zeit einen seltsamen Begriff von dem Wesen der Politik. „Ei, mein Gott, es handelt sich weder für Euch noch für mich im Mindesten darum, zu wissen, welche armseligen und vergänglichlichen Persönlichkeiten einige Jahre lang das Staatsruder in Händen haben werden? Was liegt der Nachwelt daran, ob dieses oder jenes Jahr der Regierung eines kleinen Landes, das man Frankreich nennt, durch das Consulat dieses oder jenes Mannes bezeichnet wurde? Das ist die Angelegenheit des kleinen Ruhmes dieser Leute

„und der Kalendermacher. Aber worum es sich handelt, das ist zu
 „wissen, ob die Gesellschaft in ihrer endlosen Bahn vorwärts oder
 „rückwärts schreiten werde; ob die Erziehung des Menschengeschlechts
 „durch die Freiheit geschehen soll, oder noch fernerhin durch den Des-
 „potismus, der es bisher so schlecht erzogen; ob die Gesetzgebung
 „der Ausdruck der Rechte und Pflichten Aller oder die Tyrannei ei-
 „niger Wenigen sein soll; ob man die Menschheit endlich wird leh-
 „ren können, sich mehr durch die Tugend, als durch die rohe Ge-
 „walt zu regieren; ob man in den politischen Beziehungen der Men-
 „schen wie der Völker unter einander endlich jenes göttliche Princip
 „der Bruderliebe wird einführen können, das vom Himmel zur Erde
 „herniedergestiegen, um alle Knechtschaft zu zerstören und alle frei-
 „willige Unterordnung zu heiligen; ob man den gesetzlichen Todschlag
 „abschaffen wird; ob man aus dem Gesetzbuch der Völker jenen
 „Mord in Massen, den man Krieg nennt, wird zu entfernen ver-
 „mögen. — — —

„Glaubt Ihr, daß in einer Epoche, gleich der unsrigen, gegen-
 „über so großen, ihrer Lösung noch entgegenharrenden Aufgaben, es
 „einem Manne von Ehre und Tugend anstehe, bei Seite zu gehen,
 „sich zu der kleinen Schaar der Skeptiker zu gesellen und mit Mon-
 „taine zu fragen: Was weiß ich? oder mit den Egoisten zu sa-
 „gen: Was liegt mir daran? Nein. Wenn am Ende unseres kur-
 „zen Tagewerks hienieden der Richter droben uns vor den Richter-
 „stuhl unsres eigenen Gewissens stellen wird, dann werden unsre
 „Bescheidenheit und unsre Schwäche keine Entschuldigung für unsre
 „Unthätigkeit sein. Es wird uns wenig helfen, wenn wir ihm ant-
 „worten werden: Wir waren Nichts, wir vermochten Nichts, wir
 „waren nur ein Sandkorn. Er wird uns entgegen: Ich hatte zu
 „Eurer Zeit die beiden Schalen einer Waage vor Euch gestellt, in
 „denen der Menschheit Geschicke gewogen wurden; in der einen lag
 „das Gute, in der andern das Böse. Es ist wahr, Ihr wart nur
 „ein Sandkorn; aber wer sagt Euch, ob dies Sandkorn nicht die
 „Waagschale nach meiner Seite zu herübergeneigt hätte? Ihr hat-
 „tet Eure geistigen Kräfte, um zu sehen; Euer Gewissen, um zu wäh-
 „len; Ihr mußtet dies Sandkorn in eine oder die andere der beiden
 „Schalen legen; Ihr habt es nirgends hingelegt. Darum möge der
 „Wind es entführen; es hat weder Euch noch Euern Brüdern genügt.“

Wir könnten bei dieser Gelegenheit die Parallele zwischen Goethe und Lamartine wieder aufnehmen; aber wir wollen nicht die alten, vielbekanntenen Kreuzzüge Börne's und Menzel's wieder erneuern. Doch können wir, gegenüber diesen Bekenntnissen Lamartine's, die Erinnerung an eine Stelle aus Goethe's Gesprächen mit Eckermann nicht unterdrücken, die ungefähr — wir haben das Buch nicht zur Hand und citiren aus dem Gedächtniß — folgendergestalt lautet: „Möge er sich in Acht nehmen;“ (es ist nämlich von Uhland, als er in die Württembergische Kammer gewählt wurde, die Rede) „dieses Leben täglicher Aufregung und kleiner Scharmützel taugt nicht für die zarte Natur eines Dichters. . . Es ist um sein Dichten nun geschehen, und das ist wahrlich Schade; denn Schwaben hat genug Männer, die kenntnißreich und beredt sind, um Kammermitglieder aus ihnen zu machen; aber es hat nur einen Dichter wie Uhland.“

Doch, wie gesagt, Nichts von Goethe. —

Die wichtigsten Momente, die Lamartine auf der Rednerbühne fanden, waren die orientalische Frage, welche ihm Gelegenheit gab, seine Ideen über die Grundlagen eines neuen Systems der europäischen Politik zu entwickeln; die Discussion über die Todesstrafe, auf deren Abschaffung er mit warmer Beredsamkeit drang; das Gesetz über die Findelkinder, deren er sich in edlen Worten annahm; sodann eine schöne Improvisation, wo er für die classischen Studien gegen einen gewaltigen Gegner, den Astronomen Arago, zu kämpfen hatte, der die realen Wissenschaften vertheidigte; ferner die ritterliche Rede zu Gunsten der Regentschaft der Wittve des Herzogs von Orleans und endlich jene wichtige, entscheidende Manifestation, wodurch er sich vor wenigen Monaten zu einem der ersten Führer der Opposition machte, indem er nicht nur das Ministerium, sondern das ganze Regierungsprincip angriff, welches man seit den Septemberegesetzen befolgte.

Man hat Lamartine oft einen socialen Politiker genannt; man hat ihn fast mit den St. Simonisten in eine Waagschale geworfen, und er selbst hat das Geständniß abgelegt, daß er in dem St. Simonismus eine große und erhabene Idee fände. „Nur,“ sagte er, „haben die Lehrer des St. Simonismus sich getäuscht, indem sie von vorn herein der Familie, dem Besitz, der Religion den Krieg erklärten. . . . Man erobert die Welt nicht durch die Gewalt eines

„Wortes, man befehrt sie, man regt sie auf, man bearbeitet sie, man verändert sie; so lange eine Idee nicht praktisch ist, kann sie auch der Gesellschaft nicht dargeboten werden.“

Die Frage ist nun die, welches ist das praktische System, das Lamartine der Gesellschaft darbietet? Hören wir ihn selbst:

„Ihr sagt, daß Alles stirbt, daß es keine Religion, keinen Glauben mehr gibt. Und doch gibt es einen Glauben, — dieser Glaube, das ist die allgemeine Vernunft; — das Wort ist ihr Organ, die Presse ist ihr Apostel; sie will die Religionen, die Civilisation, die Gesellschaft und die Gesetzgebung nach ihrem Bilde umgestalten. In der Religion will sie: die Einheit und Vollkommenheit Gottes als Dogma; die ewige Sittlichkeit als Symbol; die Anbetung und die Liebe als Gottesdienst. — In der Politik verlangt sie: die Humanität solle über der Nationalität stehen. — In der Gesetzgebung will sie, daß ein Mensch dem andern gleich sei, weil ein Mensch der Bruder des andern ist; sie will das Gesetz Christi zum Staatsgesetz erhoben sehen.“

Wie man sieht, hört dieser Staatsmann keinen Augenblick auf, Dichter zu sein; denn diese allgemeine Verbrüderung der Menschheit wäre das Paradies auf Erden und alle Welt würde wahrscheinlich dasselbe wollen, wenn man nur eben erst wüßte, auf welchem praktischen Wege man dazu gelangen könne. Lamartine selbst hat erst in neuester Zeit durch seine in Macon gehaltene Rede, — der wir Nichts entlehnen, weil in diesem Augenblick alle deutschen Journale sie enthalten, — die Demokratie als das Mittel bezeichnet, wodurch das obige Ziel zu erreichen wäre. Die Angabe ist immer noch etwas allgemein, aber doch schon ein Fortschritt, und berechtigt daher zu der Hoffnung, daß im Laufe der Jahre der Publicist aus den Höhen der allgemeinen Theorien zu den praktischen Details herniedersteigen werde, ohne darum seine hochherzigen, leitenden Grundsätze zu verlassen.

Was die auswärtige Politik Frankreichs betrifft, so dünken uns Lamartine's Gedanken über dieselbe noch weniger ausführbar; er hat sie aber klarer und bestimmter ausgesprochen, als seine Ansichten über die innere Politik. Wir wollen versuchen, sie hier in ihren Umriffen und ihrem innersten Gehalte nach wiederzugeben.

Europa strogt von Kräften und Fähigkeiten, die keine Beschäfti-

gung haben und doch dringend ihre Verwendung in der Gesellschaft heischen. Während nun bei uns die Ueberfülle des Lebens überströmt, geht im Orient eine Krisis ganz entgegengesetzter Art vor; dort bietet sich der Ueberfülle der europäischen Bevölkerung und Fähigkeiten ein großer leerer Raum dar; es handelt sich also nur darum, das, was in Europa zu viel ist, nach Asien zu schaffen. Wie aber soll diese Idee in's Werk gesetzt werden? Man muß, sagt Lamartine, einen europäischen Congress versammeln und den Beschluß fassen, daß sofort nach dem Sturze des türkischen Reiches (und dieses sieht Lamartine schon zu Boden liegen) jede der europäischen Großmächte unter dem Titel eines Protectorats einen Theil des Morgenlandes an sich bringen solle. An den Küsten sollen sodann Musterstädte gegründet werden, deren Bestimmung es sein soll, Europa die Ueberfülle seiner Bevölkerung abzunehmen, die Eingebornen durch die Vorzüge einer wohlthuernden, auf Billigkeit und Ordnung fußenden Einrichtung an sich zu ziehen und unmerklich ganz Asien auf dem Wege der friedlichen Bekerung zur europäischen Civilisation zu berufen. „Die Maßregel, die ich hier vorschlage,“ sagt Lamartine, „würde binnen zwanzig Jahren wohlhabende Nationen geschaffen und Millionen von Menschen unter dem Schutz Europas auf die Bahn einer neuen Civilisation gebracht haben.“

Wir haben diese Theorie, insofern sie dem Staatsmann Lamartine angehört, nur in dürren Worten dargestellt; ihr Urheber selbst aber, der fortwährend Dichter ist, hat sie mit einem so verlockenden Zauber des Styles bekleidet, daß der Geist des Lesers unmerklich fortgerissen wird und an die Möglichkeit dieses engelhaften Traumes einer unschuldvollen Dichterseele glaubt. Während man Lamartine's Darstellung liest, vergißt man leicht daran, daß zur Verwirklichung dieses in zwanzig Seiten entwickelten Systems Nichts weniger nöthig wäre, als plötzlich, wie durch den Schlag eines Zauberstabes, die Gemüther und die Menschen zu verändern, Reiche umzuwälzen, ganze fern von einander liegende Länder zusammenzubringen und durch die Bande einer wechselseitigen und dauerhaften Sympathie Völker an einander zu knüpfen, die seit Jahrhunderten in gegenseitiger Todfeindschaft auferzogen sind. Alle diese Dinge aber erfüllt dieser Lamartine in zwanzig Jahren und mit einem Federstrich!

Und doch wer weiß, ob nicht vielleicht, wenn auch nicht in zwan-

zig, doch in fünf oder sechs Mal zwanzig Jahren dieser kühne Traum des dichterischen Staatsmannes eine gemeine, alltägliche Wirklichkeit geworden sein wird! Das ist der Weltlauf. Während die Menge sich peinlich abmüht, die von den früheren Generationen gegrabene Furche ein wenig zu erweitern, während sie den kommenden Geschlechtern die mühsame Fortsetzung ihres wenig vorgeschrittenen Werkes vererbt, — erhebt sich der Dichter, als ein unerschrockener und unermüdlicher Vorläufer, auf den Höhen des Gedankens, eilt der Zukunft voraus und ruft der Menge zu: „Komm zu mir!“ — Und die Menge antwortet: „Ich habe nicht Deine Fittige.“ Der Poet, unbegriffen, nimmt seinen Flug weiter und die Menge, die nicht begreift, kehrt zu ihrer Ameisenarbeit zurück.

Die ausnahmsweise Stellung, die Lamartine unter den Parteien, in welche die Kammer und Frankreich zer Splittert sind, einnimmt, trägt einen Charakter der Würde und der Größe, der dem Dichter wohl ansteht. Man hat seiner Beredsamkeit den Vorwurf gemacht, sie sei unklar und nicht entschieden genug; das ist aber nur bei Verhandlung jener kleinlich engen Eintagsfragen der Fall, welche mit jeder Kammeression auftauchen und untergehen; denn in diesen fühlt sich sein hoher Geist unbehaglich und gedrückt. Sobald es sich aber darum handelt, die Rechte der Intelligenz zu wahren, die ewigen Principien der Ehre, Sittlichkeit und Menschenliebe zu vertheidigen, die Grundlagen aller Gesellschaften und Staaten aufrecht zu erhalten, — dann zeigt sich seine Rednergabe in ihrer ganzen Größe und Stärke, und die Worte entströmen seinem Munde klangreich, bildervoll und imponirend. Darum fehlt es auch Lamartine nicht an Einfluß in der Kammer, um so mehr, da zu seinen Rednerfähigkeiten noch die ungetrübte Sittenreinheit seines Lebens und die ruhige, uneigennütige, unabhängige und edle Haltung hinzutritt, die er seit seinem Eintritt in die politische Laufbahn sich stets zu bewahren gewußt hat.

Zum Schlusse noch einige Worte über Lamartine's Persönlichkeit. Er hat in seiner Gesammtercheinung Etwas, das an Byron erinnert. Dieselbe Schönheit des Gesichtes und des Blickes, dieselben

Gewohnheiten der Eleganz und des Stutzerthums, dieselbe ein wenig steife, aber durchaus noble und echt vornehme Haltung. Was die Aehnlichkeit zwischen Byron und Lamartine vollkommen macht und den Beweis liefert, daß seit den Zeiten des Tasso und Camoens sich die Verhältnisse ein wenig geändert haben, so wie daß es mit der res angusta domi, von der Lamartine in der oben erwähnten Vorrede seiner Recueils spricht, nicht so gar ernst gemeint sein kann: das ist ein prachtvolltes Hôtel, in dem der Dichter, wenn er in Paris ist, ein großes Haus macht; das sind schöne Vollblutpferde, wenn er sich auf den Straßen zeigt und endlich ein hübsches Schloß, wenn er sich dem Geräusch der Residenz und dem Tumult des politischen Lebens entziehen will, um der Poesie neue Triumphe zu verdanken.

Paris im Juni.

Philipp P***.